

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 263. Bromberg, den 15. November 1935

Der Fabrikant Anton Beilharz
und das Theresle.

Roman von Wilhelm Schäfer.

(15. Fortsetzung.)

Der Bescheid des Herrn Beilharz mußte dem Robert Schafheutle salomonisch erklingen, als er sein konnte. Jedenfalls glaubte er nun in seinen Erwägungen, den eingebildeten Nebenbuhler los zu sein, und er verscharrte zunächst einmal den häßlichen Gedanken, den ihm jemand im Ort zugezwinkert hatte, daß der Fabrikant der heimliche Liebhaber der Meisterin sei. Wenn es so wäre, dann müßte der alte Herr ein Fuchs sondergleichen sein! überlegte er; und soviel Respekt hatte er vor dem lieben Gott im Trillental nicht, obwohl ihm das Verhör unangenehm im Gedächtnis war.

Er kehrte also mit seinen Gedanken wieder in den Festungskrieg zurück und beschloß seinen blauen sonntäglichen Anzug mit gelben Schuhen und einem braunen Filzhut zu einem neuen Angriff auszunützen. Diesmal sage ich keinen Vers! schwur er sich: Sie hat so gut Blut in den Adern wie ich, und wenn es in ihrem Witwentum eingeschlafen ist, so muß ich es aufwecken! Er entschied sich für die direkte Methode, wie der Altgeselle in Holland das genannt hatte; und vorauf es allein ankam, war, in einem Raum mit der Frau allein zu sein, wo sie keine Zuhörer und Zuschauer haben konnten.

Nachdem er seine Gedanken an allerlei Listen versucht hatte — die Meisterin etwa durch einen Vorwand von Krankheit auf seine Kammer zu locken oder den Most im Keller auslaufen zu lassen —, kehrte er auf den Weg der Redlichkeit zurück, indem er sie mittags, als sie sich an den Tisch gesetzt hatten, vor den Ohren der Kinder — der Lehrling aß Sonntags bei seinen Eltern — in aller Ehrbarkeit fragte, ob sie ihm am Nachmittag ein kurzes Gespräch unter vier Augen gewähren könne? Er habe eine letzte Frage an sie zu richten!

Die Gärtnerfrau, die sich seit dem Abendgespräch mit dem Herrn Beilharz preis gegeben fühlte und nach einer schlaflosen Nacht blasser aussah als sonst, schlug vor der Frage die Augen nieder und antwortete nicht; und erst, als die kleine Hermine nach ihrem sonntäglichen Recht das Tischgebet gesprochen hatte, sagte sie, ihm seinen Suppenteller zuerst hinüber reichend: er möge sie um drei Uhr zu einem Spaziergang abholen!

Dieser Bescheid war für den Schafheutle so unerwartet, daß er kaum noch den Teller recht anstellen konnte, ihr mit einer artigen Verbeugung zu danken. Es war alles nur ein Mißverständnis! jubelte er und hielt sich danach in Bescheidenheit zurück, sprach auch so vernünftig mit den Kindern, daß die Frau nachträglich fast Mitleid mit ihm hatte, wenn sie an sein ergrimmtes Gesicht in den letzten Tagen dachte. Sie vermied zwar seinen Blick, und es sah dem Schwaben feierlich aus, wie sie schweigend aß und nur mit leisen Handreichungen sorgte, daß alle ihr Teil bekamen. In Wahrheit war sie trostlos erbittert, wie sie mit ihrem stolzen Schwur abgefallen und von dem Herrn Beilharz selbst in die Wirklichkeit zurück gewiesen worden war. Und wenn sie dem Schwaben feierlich vorkam, war es mehr die Schweigsamkeit eines abgefallenen Engels als eines, der zu den himmlischen Toren eingehen wollte.

Als der Schafheutle sich mit einer bedeutungsvollen Verneigung empfohlen hatte, als die beiden jüngsten Kinder zum Spiel hinunter gesprungen waren, während Anna, die älteste, nach ihrem Sonntagsrecht bei dem Herrn Beilharz den Tisch abräumte, saß die Frau einen raschen Augenblick weinend, ehe sie an die leeren Teller und Schüsseln ging, die auch am Sonntag nicht ungespült bleiben durften.

Der Robert Schafheutle aus Feuerbach, so kurz vor der Erfüllung aller Wünsche, hatte es in seiner Kammer nicht mehr aushalten können; nach einer sorgfältigen Prüfung seiner Erscheinung, soweit der kleine Spiegel sie gestattete, war er hinaus gegangen, einen Strauß Himmelschlüssel in der Wiese zu pflücken. Er war ein Meister darin, Stengel um Stengel in die gespreizten Finger zu stecken, bis die Blüten sich zu einem Ball rundeten; und diesmal steckte er jedem Stengel noch einen zweiten zu, so daß sie paarweise in die Vereinigung kamen.

Aber sein alter Fehler, sich das Für und Wider seiner Dinge bis ins Einzelnste zu überlegen, stellte ihm auch diesmal ein Bein; als er nämlich seinen Strauß fertig hatte und damit auf den gestapelten Brettern hinter dem Treibhaus in der Wärme saß — denn er hatte dies gern wie ein Hund, so recht in der Sonne zu liegen — als er die Wirkung seines Blutes wollüstig fühlte in dieser faulen Nachmittagszeit; hob er sich selber den Zeigefinger einer Warnung, nicht wieder in den Fehler zu fallen, als ob mit solchen verblümten Zärtlichkeiten etwas bezweckt sei.

Sie ist kein Backfisch mehr, sondern eine Frau! sagte er sich und legte die Himmelschlüssel, damit sie nicht welken, hinter die Bretter in den Schatten, mit aufgestützten Knien dazusitzen und noch einmal den letzten Schritt zu bedenken. Bringe ich ihr den Strauß, so geht sie damit an den Schrank, ein Glas oder ein Vase zu holen, während ich bedankt mit leeren Händen dastehe. Mitnehmen kann sie die Blumen keinesfalls; und wer weiß überhaupt, was aus dem Spaziergang wird, ob er nicht gar eine Weiberlist ist? Oben im Wald ist Sonntags alles voll Leute; und auf dem offenen Weg bis dahin werden sowieso nur Worte möglich sein. Wenn wir zurückkommen, sind auch die Kinder zum Kaffee da, und ich muß auf den nächsten Sonntag warten, damit das gleiche Spiel noch einmal beginnt!

Eben das war aber das Gegenteil der direkten Methode. Hatte er sie erst einmal in den Armen gehabt, konnten sie immer noch spazieren gehen; dann waren die Worte keine Pfadfinder mehr, sondern singende Soldaten. Außerdem konnte niemand wissen, wie lange die Feierlichkeit der Frau vorhielt. Gefühle sind Wolken im Wind! sagte der Schafheutle doch wieder einen Vers, dem es über solchen Gedanken zumut war, als hielte er sie schon in den Armen, ihr Blut zu wecken, wie das seine geweckt war.

*

So war der Gärtnergehilfe, der Punkt drei Uhr mit seinem gelben Ball aus Himmelsschlüsseln vor der Küche der Frau Meisterin stand, ebensowenig ein Pfiffikus allein, wie er allein eine aufgeregte Männlichkeit vorstellte; vielmehr ging beides in einer Mischung durcheinander, aus der er zu schnellen Handlungen gereizt wurde. Er wollte zart anklopfen, aber er tat es sehr stark; und als sie Herein sagte, brach er mit einem Ungestüm ein, das einem jugendlichen Liebhaber auf dem Theater angemessen gewesen wäre, hier aber in der Küche der Frau Kleff und mehr noch vor ihrem trostlosen Anblick fehl am Platz war.

Als sie ihn nämlich vor sich hatte, mit seinem gelben Strauß und den flackernden Zwinkeraugen sprang der Instinkt in ihr, den sie durch lauter falsche Gedanken hatte abwürgen wollen, auf beide Füße, so daß der Schwabe sich unvermutet vor allen Kanonen der Festung sah, in die er siegesgewiß einzubrechen geglaubt hatte. Die Frau nahm zwar den Strauß mit Dank, aber sie wich seiner Hand, die ihre Gelegenheit wahrnehmen wollte, geschickt aus und legte die Himmelschlüssel vor sich auf den Stuhl, hinter dem sie, mit beiden Händen auf die Lehne gestützt, zunächst einmal in einer unbegreiflichen Sicherung stand.

Es war nichts mit der direkten Methode, das hatte der Schwabe sofort heraus; aber daß es überhaupt nicht an seiner Methode, sondern an einem Widerstand lag, den zu brechen über seine Pfiffigkeit wie seine sonstigen Fähigkeiten ging, das mußte er gleich dazu erfahren, als ihm die Meisterin ohne alle Feierlichkeit eröffnete, daß sie es sich anders überlegt habe: Sie wolle ihm seine Frage doch lieber gleich hier beantworten!

Nach dieser Einleitung hätte der Schafheutle die Belagerung abbrechen müssen; aber das konnte er, buchstäblich aus all seinen Himmeln gefallen, so schnell nicht. Er sah die Meisterin mit ihrem geraden Rücken und ihrem ihm abwartend zugewandten Gesicht unangreifbar dastehen, sah die Wände, an denen noch seine Siegesblicke vom Mittag hingen, sah durch das Fenster die Glasdächer, unter denen er als Besitzer hätte werkeln können: und jetzt sollte ihm eine Antwort alles durchstreichen, wenn er so verbissen war, die Frage zu stellen.

Wenn man so wetterwendisch ist, hat es keinen Zweck mehr zu fragen! sagte er; aber es war nur seine brandige Wut, die nach einer Anknüpfung suchte, sich für die Abweisung zu rächen.

Die Frau nahm den Faden nicht auf; beide Hände fest an der Lehne sah sie den Brütenden an, als traute sie sich zu, ihn mit ihren Augen zu zwingen. Aber nun auch noch die Waffen abliefern müssen, diesen Triumph konnte der Schwabe der Meisterin nicht gönnen.

Wenn man für alles den lieben Gott fragt, und wenn man so dumm ist, dem auf den Leim zu gehen! fing er zum andern Mal an.

So leicht indessen ließ sich die Frau nicht fangen. Es fragte zwar etwas in ihren Augen, welchen Leim etwa der Schwabe meine? doch blieb ihr Mund geschlossen und ihre Hände ließen die Stuhllehne nicht los. Er mußte seiner Bosheit allein weiter helfen, und das machte ihn wild.

Wenn der Platz schon besetzt ist! versuchte er es noch einmal; und als die Meisterin noch immer nichts sagte, nur der Stuhl zuckte unter ihren Händen etwas zur Seite, ließ er seiner schlechten Rache ihren Lauf, indem er der Frau ins Gesicht sagte, was er im Ort gehört habe: Die ganze Schenkung des Fabrikanten soll nur sein böses Gewissen verstecken. Es wisse doch jeder, was für eine Andacht es sei, die sie jede Nacht im Zimmer ihres lieben Gottes verrichte!

Er hatte das freche Wort kaum gesagt, als er auch schon die Antwort empfing. Weil er dicht vor sie hin getreten war, ihr die Schande ins Gesicht zu schreien, brauchte sie den abwehrend vorgehobenen Ellbogen nur ausschnellen lassen, und der Schwabe hatte seine reichlich verdiente Maulschelle erhalten.

Einen Augenblick sah es aus, als wollte er es mit dieser Antwort bewenden lassen, so blöde starrte er offenen Mundes die Meisterin an; dann freilich jachterte die Wut in ihm auf, daß er mit beiden Fäusten auf sie los sprang. Sie konnte ihm zwar noch den Stuhl mit seinem Strauß, der dabei endgültig auf den Boden rollte, vor die Füße werfen; aber das war nur der Aufenthalt einer Sekunde: In der nächsten hatte er schon ihren zum Schutz vorgehobenen Arm mit der Linken ergriffen und wollte mit der Rechten zuschlagen, als ihm die andere Hand der Frau, nur zum Schutz erhoben, an die Gurgel fuhr. Indem er nun auch diese Hand ergriff, kamen sie miteinander ins Ringen, wobei sie als Schwächere seiner Stärke natürlich gleich unterlegen wäre, wenn der Schafheutle nicht, den Körper der Frau fühlend, aus der sinnlosen Wut in eine noch größere Sinnlosigkeit verfallen wäre.

Denn nun hatte er sie doch in den Armen, wie er es sich so inbrünstig ausgemalt hatte, und statt die Frau zu schlagen, fing er an, sie ebenso wütend zu küssen, wo er sie fand; und als sie sich dagegen aufwarf wie ein Fisch, den er mit all seiner Stärke kaum bändigen konnte, war er in seiner Sinnlosigkeit verrückt genug zu glauben, mit seiner direkten Methode doch noch ans Ziel seiner Wünsche zu kommen. Seinen Mund auf den ihren gepreßt, verhinderte er sie durchaus, um Hilfe zu schreien, und seine Arme umfaßten ihren Körper so völlig, daß all ihr Aufbäumen nichts mehr gegen seine Stärke vermochte, zumal er ihre Handgelenke umklammert hielt.

Einmal so weit aus aller Vernunft, konnte das entfesselte Manntier in dem Schwaben die Meisterin nicht mehr aus den Händen lassen. Ich will ihr zeigen, was ein Mann ist! brüllte es in ihm; er warf ihre Last mit einem Ruck hoch, daß er sie ganz auf den Armen trug, und wollte sie in die Kammer schleppen. Und als sie nun den Kopf aufwarf und schrie, erstickte er ihren Schrei, indem er seine Handfläche auf ihren Mund preßte; sie war breit genug, ihr halbes Gesicht zu verdecken. Aber da ging die Tür schon hinter ihm auf.

Der Herr Beilharz hatte sich nach dem Essen, so gut es ging, auf das Sofa gelegt gehabt und war zuletzt eingenickt, als er von einer Erschütterung geweckt wurde, die er zunächst für ein Erdbeben hielt. Während er aus seiner Schlaftrunkenheit noch auf die Stöße horchte, weckte ihn der Schrei völlig, so daß er sich aufraffte und wie er war, mit offenem Rock und ohne Kragen, über den Gang hinüber lief, in die Küche einzubrechen.

Der Anblick des Schwaben, wie er die Meisterin auf den Armen trug, erinnerte ihn an eine Bildhauerei, die er einmal abgebildet gesehen hatte, wie ein Gorilla eine geraubte Frau wegschleppte. Aber hier war es der Schafheutle mit dem Theresle; und wenn er nicht den Schrei gehört hätte, wäre es ihm fraglich gewesen, ob sich hier nicht etwas Natürliches vollzöge. Doch er sah die Roheit der Hand auf dem Gesicht und konnte nicht mehr im Zweifel sein, was für ein böser Kampf hier im Gang war.

Loslassen! befahl er und packte den Schwaben von hinten an der Schulter. Aber der ließ seine Beute nicht los, sondern warf sich herum, die Frau erst an sich raffend. Dann freilich stand er vor dem bärtigen Gesicht des Herrn Beilharz, der ihm die Beute zwar nicht aus den Händen reißen konnte; aber länger so dazustehen war auch nicht möglich. Als er die Hände nur einen Augenblick lockerte, war ihm die Frau schon entglitten; doch schoß ihm nun eine letzte Bosheit in den Kopf. Mit einem wilden Fang riß er sie wieder an sich: Fort! brüllte er und stürmte wie ein Stier gegen den Fabrikanten, daß der zur Seite sprang, von dem Tollen nicht überrannt zu werden. Der sprang mit seiner Last über den Flur, trat die noch halb offene Tür mit dem Fuß vollends auf und ließ den nun fast leblosen Körper der Frau auf das Sofa fallen.

So! keuchte er den Herrn Beilharz an, der auch schon im Zimmer war: So, da ist sie an ihrem Platz! Er wollte ein Gelächter anstimmen; aber es verschlug ihm, als hätte er sich verschluckt. So sah er die beiden noch einmal mit roten Augen an, aber auch der Hohn wollte ihm nicht gelingen, so daß er seinen verwüsteten Kopf schüttelnd hinaus und nach einigem Zögern die Treppe hinab aus dem Hause ging.

Der Herr Beilharz war ihm bis an die Treppe nachgegangen und horchte noch nach seinen Schritten; als er sich in sein Zimmer zurückwenden wollte, wehte die Frau, beide Ellbogen gegen ihn hebend und mit den Handrücken ihr Gesicht verdeckend, an ihm vorüber. Er meinte, sie schluchzen zu hören; aber dann fiel schon die Küchentür hinter ihr zu; als er nach kurzer Überlegung anklopfte, war die Küche leer, und er hörte, wie sie in ihrer Kammer den Riegel vorwarf.

(Fortsetzung folgt.)

Das Geschenk eines Liebenden.

Heitere Skizze von Käte Biel.

Martin lebte still dahin, aufgeteilt zwischen Bureaudasein, freier Zeit und möbliertem Zimmer. Einmal jedoch kam er zufällig durch ein Kaufhaus, und dort erblickte er Herta . . .

Sie stand hinter jener Tafel, die mit silbernen Buchstaben von eleganten Nachthemdpassen sprach. Sie lächelte, sie war blond. Martin begann das Schicksal mit der Frage zu bestürmen, warum es gerade ihm geschehen mußte, daß die Junge, Blonde keine Herrenhandschuhe verkaufte. Er nahm sich oft vor, einfach vor das Mädchen als Käufer hinzutreten. Aber setzt es schon für einen Mann große Reife und Kaltblütigkeit voraus, vollständig zusammengefügte Damenwäsche zu erwerben, so vervielfacht sich die Schwierigkeit, handelt es sich nur um einen Bruchteil davon.

Er betrachtete Herta weiterhin aus der Ferne. Es kam ihm vor, als sei sie etwas blaß. Hoffentlich ißt sie genug und jeden Tag einen Apfel. Und schläft sie auch ihre neun Stunden, und sitzt sie abends nicht zu oft im Kino?

Er machte sich soviel Sorgen, daß übergeordnete Mächte ein Einsehen hatten. Die Vorsehung wandelt sich eigens für ihn in einen Windstoß, kam zu einem selten geöffneten Fenster herein und wehte etwas Spitze vom Verkaufstisch herab. Er tat, was zu tun war. Und er sagte: „Bitte sehr!" Und er sagte: „Wie schade, wenn es schmutzig geworden wäre!" Und er sagte noch allerlei und sah Herta dabei an.

Von jetzt an sind sie befreundet. Hertas Vater ist Briefträger und ihr Bruder Autobusschaffner, sie selbst so sanft und jung wie ein erwachsenes Baby. Sie trägt zu ihren achtzehn Jahren hellblaue Wolljumper.

Drei Tage vor ihrem neunzehnten Geburtstag holt er sie, wie immer, nach Bureauschluß ab, und sie gehen in eine Gaststätte, wo man mit musikalischer Untermalung essen kann. Herta bestellt Kaffee und Kuchen, Martin fordert Pastete, in einer Muschel gebacken. Da ihnen jegliche Selbstsucht fremd ist, wird auf dem Tisch ein geschickter Austauschverkehr angebahnt: Martin bekommt aus ihrer Tasse Kaffee, während Herta fröhlich den Rest aus der Muschel hinter ihre blanken Zähne schiebt. Nur die Musik benimmt sich bei diesem Vorgang ein wenig taktlos: Sie strömt „Tosca"-Melodiewellen aus, die nichts mit Sparsamkeitsgrundsätzen zu tun haben.

Martin hat ein Geschenk in Bereitschaft: eine Handtasche. Doch möchte er noch etwas hinzufügen, was der gefühlsmäßigen Verbundenheit förderlich sein könnte. Rundheraus: er möchte etwas Rührendes schenken. Reste von Kindheitserinnerungen trägt er mit sich herum, denkt an die gemütliche Stube einer Tante, an Möbel mit Renaissance-Ornamenten und an aufquellende Plüschpolster, an Bratäpfel und endlich an etwas, das die Tante, ganz unbefangen, lediglich weil sie sich gepflegt auszudrücken liebte, „meinen kleinen gefiederten Sänger" nannte. Die Zeit für derartige Ausdrücke ist natürlich verweht, und wenn Martin zu der schönen und eindeutigen Bezeichnung „Kanarienvogel" gegriffen hätte, wäre alles gleich in Ordnung gewesen. Er jedoch sagte — —

Hier ist eine Zwischenbemerkung zu machen: Meistens liegen die Begriffe schön verpackt und doch gebrauchsfertig in uns aufgestapelt, und wenn durch Gewohnheit, Bildungsfundament und Gedächtnis die Voraussetzung dafür überhaupt gegeben ist, gesellt sich selbsttätig zu jedem Wort das richtige Vorstellungsbild. Gelegentlich kommen aber auch falsche Schaltungen vor.

Martin sagte: „Ich möchte dir einen Harzer Roller zum Geburtstag schenken! Würdest du dich ein bißchen darüber freuen, Herta?"

Ganz plötzlich wird Herta rot. Tränen lauern in ihr. Sie fühlt sich verhöhnt, verletzt. Sicher, Sparsamkeit war nötig. Aber darf man denn einem jungen Mädchen etwas derartig Praktisches schenken? Oh, lieber eine einzige Rose als einen zehnpfündigen Harzer Roller! Begriff Martin denn das nicht? Eine runde Träne glitzert in ihrem linken Auge.

Martin blickt Herta entsetzt an. „Aber, Liebling, ich habe dich doch nicht kränken wollen!" Ratlos streichelt er ihre Finger.

Und da bemerkt sie, daß kein Hohn in ihm gewesen ist. Er hat wirklich geglaubt, ihr eine Freude zu machen. Unklar dämmert ihr, daß zu manchem Seltsamen, das sie noch nicht versteht, auch das Innere eines Mannes gehören mag.

Herta zwingt sich, zu lächeln. „Natürlich", sagt sie blaß, „ich freue mich ja so darüber. Aber, bitte, nimm keinen großen! Es gibt doch auch kleine! Er darf höchstens zwei Pfund wiegen, oder drei. Das mußt du mir versprechen!"

Martin fühlt sich seltsam vereinsamt. Träumt er? — Alles ist plötzlich aus Watte, der Tisch, die Stühle, der Boden. Es gibt keinen Halt angesichts der Vorstellung eines dreipfündigen Kanarienvogels.

Und da offenbart Herta — noch ein wenig traurig, aber schon wieder die mutig lächelnde kleine Frau, bereit, sich mit Schwierigkeiten auf anständige Art abzufinden —, daß sie das Opfer einer gedanklichen Verirrung geworden ist, die eine besonders krasse Fehlleistung gezeitigt hat. Sie sagt tapfer: „Ich kann nämlich keinen Käse vertragen. Aber die Mutter, die freut sich bestimmt!"

Fridericus Anekdoten.

„Weck Er mir den Zieten nicht!"

Als Friedrich der Große im Oktober 1760 aus der Lausitz nach Berlin zu marschierte, um die in die preußische Hauptstadt eingedrungenen Russen hinauszuwerfen, mußte der Vortrab einen Morast überwinden und die schwere Artillerie einen Knüppeldamm herstellen, um die großen Geschütze hinüberzuschaffen. Die Infanterie entzündete zu beiden Seiten des Dammes Wachtfeuer. Friedrich der Große stieg vom Pferd und setzte sich dazu. Auch Zieten kam herbei und nickte am Wachtfeuer ein. Ein Soldat, der das Feuer zu schüren hatte, legte dem Reitergeneral ein Bündel Holz unter den Nacken, als er einschlief. In diesem Augenblick ritt ein Offizier an den König heran, um mit lauter Stimme eine Meldung zu machen. Friedrich winkte ihm zu und sagte flüsternd: „Leise! Leise! Weck Er mir den Zieten nicht!"

Deserteure.

Beim Rückmarsch aus der Mark Brandenburg in die Lausitz schlugen sich einige, übrigens herzlich wenige, Soldaten seitwärts in die Büsche, und Friedrich knurrte zornig Zieten an: „Wir haben wieder viel Deserteure!" Der alte Zieten ließ sich nicht aus seiner Ruhe bringen und schmauchte weiter sein Pfeifchen: „Mein Gott, Majestät, Schweinehunde gibt's überall. Man muß eben nur das Gute an seiner Truppe sehen." Der König erwiderte mißgelaunt: „Ja, wenn man das immer könnte!" — Darauf sagte Zieten: „Wenn wir nur immer die Lumpen und Kanaillen sehen und nicht die braven Leute, dann können wir uns natürlich gleich begraben lassen!"

Kartoffelfeuer.

Beim Weitermarsch in die Gegend von Torgau ging die Truppe ins Biwak und zündete sich Kartoffelfeuer an. Friedrich saß, den Mantelkragen hochgeschlagen, neben einem der Feuer, in dem sich eine Bauernfrau Kartoffeln briet. Sie blies so heftig in die Glut, daß die Asche dem König ins Gesicht flog. Ein Soldat ging an die Frau heran und sagte: „Nimm dich in acht, das ist der König!" Die verschüchterte Frau ließ ihre Kartoffeln im Stich und rannte davon. Friedrich ließ sie holen und sagte zu ihr: „Wenn Ihr schon wegen einem bißchen Asche vor Eurem König Reißaus nehmt, wie soll man denn dann zu einander Vertrauen haben?"

„Gerade, Kinder, gerade!"

Beim Anmarsch gegen die Elbe suchte der König seine Marschkolonnen bei Stimmung zu halten. Das tat er meist mit dem Ruf: „Gerade, Kinder, gerade!" Gewöhnlich erwiderte dann ein schlagfertiger Soldat: „Fritz auch gerade!" — Ein Ruf, den der König selten übel nahm. So rief ein Husar bei jenem denkwürdigen Marsch nach Torgau dem König, dem die Stiefel etwas heruntergerutscht waren, zu: „Fritz auch gerade und die Stiefel hoch gezogen!"

Das Husarenweib.

Dem Leibhusarenregiment Zietens pflegte ein sogenanntes „Husarenweib" zu folgen, die Frau irgend eines Unteroffiziers oder der Schatz eines Soldaten. Das robuste

Frauenzimmer stieg plötzlich ab, ging in eine Scheune und gebar ohne weitere Unterstützung einen Knaben. Gleich nach der Niederkunft raffte sie ihre Packtaschen und Windeln wieder zusammen, zog sich am Pferd hoch und ritt am König vorbei: „Majestät, hier ist ein junger Fritz, den ich gerade geboren habe." Friedrich fragte, ob er denn schon getauft sei. „Nein", erwiderte sie, „ich habe ihn ja eben erst gekriegt. Aber bei der Taufe soll er den Namen Friedrich erhalten!" — „Gut so", entgegnete der König, „ich werde für ihn sorgen. Melde Sie sich bei mir."

Torgau.

Auf den Höhen von Torgau hatte der Marschall Daun mit seinen Truppen ein Lager aufgeschlagen, das vorn, in der Front, durch einen steilen Abfall, durch Bäche und Sümpfe geschützt war, während die Flanken und der Rücken durch einen Verhack gedeckt waren. Am Morgen der Schlacht ließ sich der Marschall Daun durch einen Bauern die Namen der umliegenden Dörfer und Berge nennen. Jedesmal wenn Daun auf irgend eine Höhe wies, sagte der Bauer: „Herr General, das ist der Berg, von dem unser König die Österreicher im schlesischen Krieg schon einmal herunterjagte." Wütend sagte der General zu seinen Adjutanten: „Meine Herren, das ist ein böses Vorzeichen!"

Der König stürzt.

Als die Preußen den Verhack der Österreicher im Rücken ihrer Stellung zu stürmen suchten, wurden dem König zwei Pferde unter dem Leib erschossen. Schließlich klatschte eine Kugel gegen seine Brust. Friedrich sank, ohne einen Laut von sich zu geben, vom Pferd in die Arme seiner Soldaten. Die Adjutanten rissen ihm den Waffenrock auf und fanden dann eine Kugel, die durch den Pelz und den Samtrock des Königs, ihre Wucht verloren hatte. Friedrich kam bald wieder zu sich und sagte: „Es ist nichts!" Kurze Zeit darauf stieg er wieder zu Pferde und führte den rechten Flügel zur Attacke vor.

Das brennende Dorf.

Die Nacht senkte sich über das Schlachtfeld von Torgau. Ein Dorf, das zwischen den Fronten lag, ging plötzlich in Flammen auf und beleuchtete die Äcker und Straßen. General Zieten, der die Front Dauns angegriffen hatte, um den Stoß des Königs in Rücken und Flanke zu ermöglichen, sah plötzlich im Schein des Brandes, daß die Österreicher ihre Truppen im Lager zusammengezogen und ihre Flanken entblößt hatten. Er führte sofort seine Divisionen im Dunkel der Mulden an deren Lager heran und ging, beleuchtet von der Brandfackel des Dorfes, zum Angriff vor.

Lagerfeuer.

Einige Stunden lang herrschte ein tolles Durcheinander an den Lagerfeuern zwischen den Fronten. Gesunde und Verwundete hatten nicht mehr die Kraft, sich zu ihrer Truppe durchzuschlagen und trafen folgende Vereinbarung: „Derjenige, hat sich morgen früh als Gefangener zu betrachten, dessen Armee gesiegt hat."

Im Morgengrauen, als die Feuer zu erlöschen begannen, trafen sich Friedrich und Zieten, als Sieger mitten auf dem Schlachtfeld. Sie sanken sich wortlos in die Arme und weinten laut.

Herbststurm in Sachsen.

Nee, heernsee, was de vorche Nacht
Dr Schturm hat vier Graggehl gemacht,
Das warse wärklich nich mähr scheene,
Mir zittern noch vor Schräck die Beene,
Grad' um die Schtunde dr Geschbänster
Da flog ä Milchdobb von ä Fänster,
Un dr Ladärne dicht vorm Haus,
Där risses änne Scheibe raus.
Das hat geglärrt un hat geschärbelt,
Wie wenn dr Deifel danzt un wärbelt,
Frihmorchens hing dn Schuster Zaube
Sei Schild bloß noch an eener Schraube,
Un dn Barbier sei Messingbecken
Dät in ä Gartenbeete schtecken.

Lene Voigt.

 **Bunte Chronik** 

Abessinier essen Pfeffersuppe.

Im Rahmen des ausgedehnten Interesses, das heute die ganze Welt Abessinien, seiner Kultur, seinen Sitten und Bräuchen entgegenbringt, könnte man wohl auch die Frage aufwerfen: was essen eigentlich die Abessinier? Der bekannte dänische Kriegsberichterstatter Henny Hellssen, der zur Zeit als Gast des Negus in Addis Abeba weilt, hat seinen Blättern darüber einen aufschlußreichen Bericht gegeben. Der Abessinier, so erklärt Hellssen, ißt Tag für Tag mittags und abends Pfeffersuppe. Es ist dies das abessinische Nationalgericht, das in ganz eigenartiger Form auf den Tisch gebracht wird. Sie wird nämlich auf eine Art riesiger Pfannkuchen gestrichen. Diese liegen, wenn man sich zu Tisch setzt, wie Servietten gefaltet neben dem Gedeck, und jeder von ihnen soll die Größe eines kleinen Tischtuches haben. Dieser Pfannkuchen, Ingeria genannt, ist die Unterlage für die eigentliche Pfeffersuppe, die in einer dicken Schicht darauf gestrichen wird. Die Suppe selbst ist, wenn sie richtig auf Feinschmeckerart zubereitet ist, so scharf, daß sich dem Europäer bei ihrem Genuß die Haare sträuben und ihm der Schweiß ausbricht. Wenn die Suppe besonders fein ist, sind Fleischstücke, meist Wild, darin enthalten. Nun wird der Kuchen ausgebreitet, die Pfeffersuppe dick daraufgestrichen, dann das Ganze zusammengerollt, und mit den Fingern in den Mund gestopft.

Allerdings eignet sich dieses abessinische Nationalgericht als Kriegsverpflegung nicht. Die Herstellung der Pfeffersuppe ist auch zu umständlich, als daß sie im Felde erfolgen könnte. Aber die Äthiopier zeichnen sich ganz besonder durch ihre grenzenlose Anspruchslosigkeit in Kriegszeiten aus. So wird als Verpflegung für das abessinische Heer in erster Linie geröstetes Korn verwendet. Man vermischt es mit Wasser und bereitet daraus eine Art Grütze, die Bosso genannt wird. Interessant ist übrigens, daß der abessinische Soldat an zwei Tagen der Woche — Dienstags und Freitags — fastet, und zwar bis 15 Uhr. In dieser Zeit ißt er nichts, was mit Fleisch, Milch, Eiern oder Butter zubereitet ist. Viele Krieger fasten darüber hinaus noch vor jeder Schlacht. Das hat einen doppelten Zweck: einmal sind Bauchschüsse ungefährlicher, wenn Magen und Darm leer sind, zum anderen würde im Falle des Todes der Leichnam nicht so schnell in Verwesung übergehen. Zu betonen wäre noch, daß die Äthiopier keinerlei Schweinefleisch essen; sie halten sich darin streng an die alttestamentarischen Vorschriften.

 **Lustige Ecke** 



„Ist der Chef anwesend?"
„Welcher der Herren Chefs?"
„Na, sagen wir den rechts!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.